

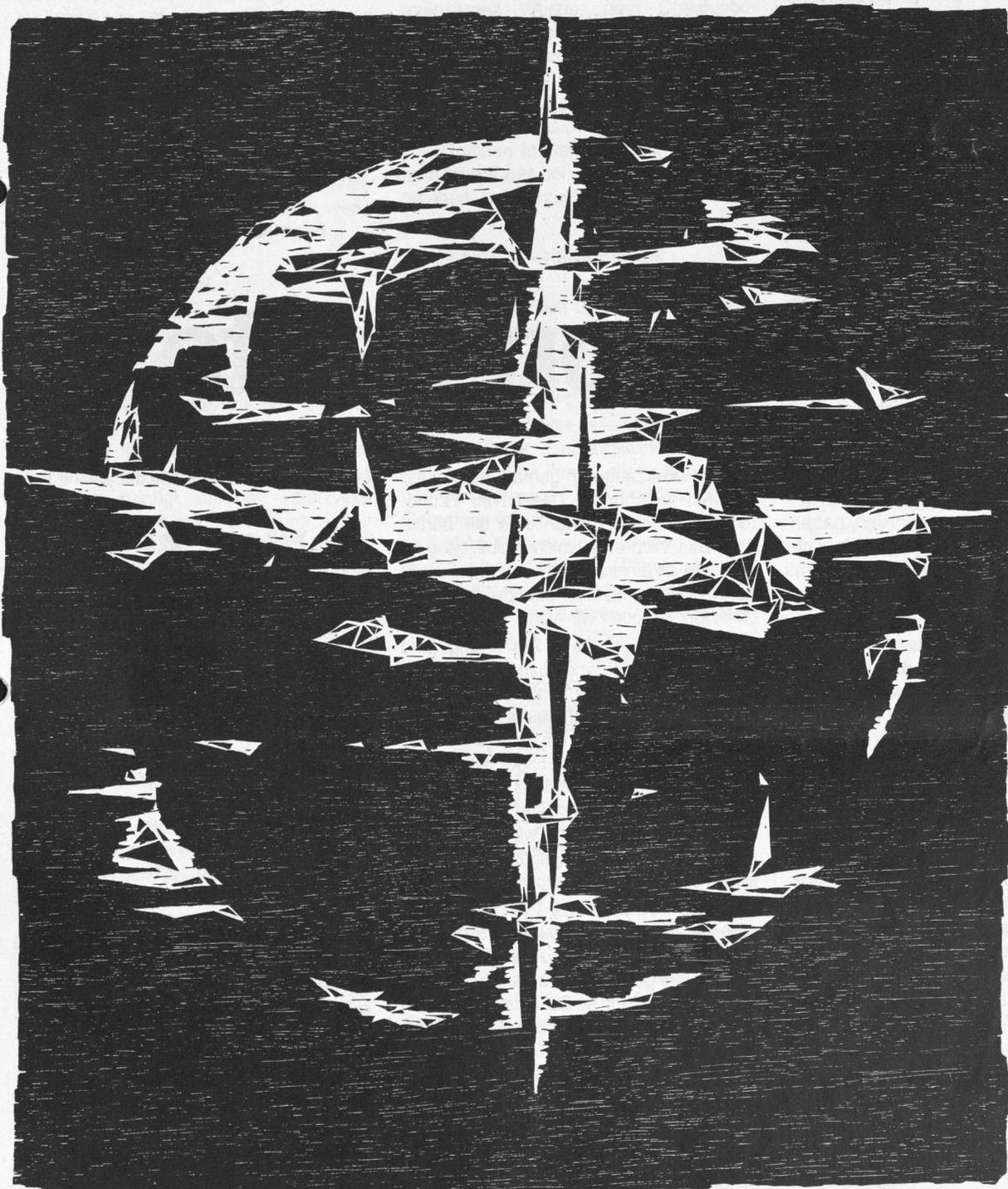
# BEGEGNUNG UND GESPRÄCH

ÖKUMENISCHE  
BEITRÄGE  
ZU ERZIEHUNG  
UND  
UNTERRICHT

Ausgabe 48

Regelmäßige Verlegerbeilage der »Bayerischen Schule«

März 1981



## **Vorbemerkung** zu dieser Ausgabe.

Kirchengeschichte ist seit ihren Anfängen Missionsgeschichte. Jesu Auftrag, in alle Welt zu gehen, bindet uns auch heute. Wer die Mission in Frage stellt, will sich aus der Verantwortung für das Evangelium herausstellen. Es ist deshalb nur

folgerichtig, wenn die Schriftleitung ihre Beiträge zur Kirchengeschichte mit einem Missionsbericht der ev.-luth. Kirche in Bayern ihres Missionswerkes in Neundettelsau fortsetzt. 1982 wird ein in der Aufmachung ähnlicher Report des Internationalen Kath. Missionswerkes „Missio“ München/Aachen folgen. 1983 – um beim Thema Kirchengeschichte zu bleiben –

werden das März- und Dezemberheft dem 500. Geburtstag Martin Luthers gewidmet sein. Für dieses wahrhaft ökumenische Ereignis hofft die Redaktion, je einen führenden Theologen oder Publizisten der beiden Bekenntnisse gewinnen zu können.

– RES –

**Horst Becker**

# Weltmission heute

Ein Pfarrer aus Litauen berichtet, daß im Sommer Jugendliche ein Bibellager in seiner Gemeinde selbst organisiert haben. Es fand soviel Zuspruch, daß die Zahl der Teilnehmer begrenzt werden mußte. Was ist an einer so schlichten Mitteilung schon dran?

Seit 60 Jahren wird in der Sowjetunion Atheismus als Norm gepredigt. Viele Jahre lang waren Christen, sobald sie sich versammelten und außerhalb ihres Kämmerleins beteten, nicht sicher. Razzien bedrohten sie an Leib und Leben. Kinder dürfen nicht im christlichen Glauben unterwiesen werden. Jugendarbeit in unserem Sinn steht auch heute noch unter Strafe. Die staatlichen Stellen tun alles, um junge Menschen von der in ihren Augen schädlichen religiösen Beeinflussung fernzuhalten. Aber die christliche Gemeinde ist offenbar nicht totzukriegen. Sie stirbt jedenfalls nicht auf natürliche Weise aus, wie das der Bericht aus Litauen zeigt.

Es muß also etwas an diesem Glauben dran sein, der selbst Benachteiligung, Bedrängnis oder gar Verfolgung standhält.

**IST MISSION HEUTE NOCH VERANTWORTBAR?**

Manche sagen: Wo es Christen gibt, soll man ihnen auch erlauben, ihrer reli-

giösen Überzeugung gemäß leben und handeln zu können. Das ist ihr Grundrecht. Dafür einzutreten sind wir bereit. Aber das Verbreiten solcher Überzeugungen, die organisierte Bemühung, sie anderen – Nichtchristen – anzupreisen (also: „Mission“), wollen wir nicht!

Manche sagen: Es ist Anmaßung, eine Religion, die im eigenen Land ihre prägende Kraft verloren hat, anderen vermitteln zu wollen. Gewiß sind unsere Gottesdienste nicht überfüllt, und die durch die Kirche bestimmte Frömmigkeit findet sich in unseren Städten oder Dörfern nicht gerade häufig. Wie können wir dann anderen predigen? Sollten wir, wenn wir das tun wollen, nicht vor der eigenen Haustür kehren?

Manche sagen: Es gibt wichtigere Menschheitsprobleme als den Streit zwischen Konfessionen und Religionen. Wir müssen sie gemeinsam anpacken. Ein jeder sollte, so gut er es versteht, seinen Beitrag leisten, das Überleben zu sichern, Frieden herzustellen oder zu erhalten und die Freiheit zu erringen. Sind das nicht hohe christliche Ziele?

Solche Ansichten sind nicht nur erwägenswert, sondern sollten gründlich diskutiert werden. Auch diejenigen, die Mission treiben, müssen sich ihnen stellen. Fol-

gende Argumente können dabei eine Hilfe sein:

## **1. Die Welt ist klein geworden**

Die Menschheit lebt nicht mehr in engbegrenzten, überschaubaren und voneinander abgeschlossenen Einheiten. Was hinten in der Türkei geschieht, geht z. B. den Partner Deutschland sehr viel an. Ob uns der Ölhahn zugedreht wird, bewegt nicht nur die Autofahrer, sondern kann die Räder vieler Betriebe in unserem Land stillstehen lassen und damit Not in einzelne Familien bringen. Was wir bei uns tun, hat nicht nur wirtschaftliche und politische Auswirkungen auf Länder, mit denen wir befreundet sind und in engerer Beziehung stehen. Es kann das mühsam aufrechterhaltene und ständig in der Schwebe befindliche Gleichgewicht der Welt verändern und zu Katastrophen führen. Wir sind (um allein auf dem leicht zu begreifenden wirtschaftlichen Sektor zu bleiben) auf Rohstoffe aus Ländern der Dritten Welt angewiesen, diese wiederum auf Technologien aus unserem Land.

## **2. Kein Mensch ohne Gott**

Dem Menschen steht es gar nicht frei, sich für Gott zu entscheiden, wie Luther immer wieder betont hat. Die Frage ist nur, welchen „Gott“ er verehrt. Er hat die Ten-

denz, sich Mächten außerhalb seiner Selbst zu überlassen. Die religiöse Anlage des Menschen fordert eine bewußte Ausprägung. Andernfalls wird sie ins Unbewußte abgedrängt. Dort kann sie zerstörerisch wirken, wie man bei der Tragödie von Guayana, dem Massenselbstmord von über 900 Menschen der Volkstempel-Sekte, mit Grauen erleben mußte. Nicht nur im Dschungel Südamerikas, sondern auch in unserem Land können viele Einzelbeispiele von Jugendlichen, die in den Bann von sog. Jugendreligionen gezogen wurden, als Anschauungsmaterial dienen.

Der Mensch wird erst Mensch, wenn er in Gott ruht, d. h. bei dem geborgen ist, der ihn ins Leben rief, der ihm Ziele setzt und ihm in Grenzsituationen die Sinnfrage stellt.

Warum zögern wir also, das anzubieten, was vielen Generationen unserer Vorfahren geholfen hat, das Leben zu bewältigen? Gehört doch christlicher Glaube zum kulturellen Nährboden der heutigen Weltzivilisation, die verkümmern würde, wenn sie aus diesem herausgerissen wird.

### 3. Kampf der Geister

Längst sind wir die Herausgeforderten. Können wir eigentlich Antwort auf die Frage geben, weshalb wir nicht Muslime werden oder uns östlichen Religionen zuwenden? Daß wir den christlichen Glauben von unseren Vätern geerbt hätten, ist eine zu düftige Auskunft. So wenig den aufdringlichen Fragen von Zeugen Jehovas gegenüber genügt, auf den Taufschein hinzuweisen, so wenig befriedigend ist für denkende Menschen dem sich als Universalreligion verstehenden Islam gegenüber zu behaupten, er vertrete eine zwar achtenswerte, aber für den Abendländer eine irrelevante Form von Religion. Der Islam hat in den letzten Jahren seine verborgene Kraft neu entdeckt und er setzt sie – nicht selten rigoros – Andersgläubigen gegenüber ein. Er missioniert auch im Abendland. Ist uns das gleichgültig? Es wäre unchristlich, zum Kreuzzug dagegen aufzurufen. Aber ohne geistige Auseinandersetzung, bei der wir auch persönlich Stellung beziehen, kommen wir kaum aus. Der Kampf der Geister hat schon lange begonnen.

### 4. Was kommt zurück?

Im Laufe der Geschichte wurde der christliche Glaube zur Grundlage der abendländischen Kultur und Geistigkeit. Erst während der letzten zweihundert Jahre hat das Christentum alle Kontinente erreicht. In fast allen Ländern der Erde sind zunächst Gemeinden, dann Kirchen entstanden, die sich selbständig – teilweise stürmisch – entwickelten und einen Beitrag zum Aufbau der Staaten leisteten, in de-

nen sie leben. Durch die jungen christlichen Gemeinden, die aus der Missionsbewegung hervorgingen, wurde in vielen Regionen der Erde ein Entwicklungsprozeß eingeleitet, der zum Entstehen der Völkergemeinschaft beitrug. Diese Kirchen, die in den meisten Ländern heute sich selbst bestimmen, machen neue, teilweise aufregende Erfahrungen mit ihrem Glauben. In steigendem Maß vermitteln sie diese Glaubenserfahrungen und -erkenntnisse zurück, so daß das Christentum in seinen Erscheinungsformen immer reicher wird. Hier werden nicht Elemente verschiedenartiger Religionen miteinander verbunden, sozusagen addiert, sondern aus einer gemeinsamen Wurzel, dem Christusbekenntnis, erwachsen immer neue Früchte. Neue Lieder und Gottesdienstformen, neue Frömmigkeitstypen und die Wiederentdeckung alter Erfahrungen in der ganzheitlichen, unmittelbaren Glaubenspraxis von Christen in Übersee bereichern und befruchten, was bei uns vorhanden ist und beleben, was abzusterben droht.

### 5. Mission in schöpferischer Nachfolge

Glaube schafft sich überall Ausdrucksformen. Diese wirken auf die umgebende Gesellschaft und in der Geschichte weiter. So war und ist es auch mit dem christlichen Glauben. Wo Gott erkannt und anerkannt wird als Vater Jesu Christi, entsteht Glaube. Dieser Glaube bewirkt, daß Menschen den Sinn ihres Lebens neu finden und zur Gemeinde Jesu werden. Solche Gemeinde wünscht, andere an ihrem neuen Leben teilnehmen zu lassen, Lebendigkeit hineinzuziehen. Christen können nicht aufhören, ihre neue Lebenserfahrung anderen mitzuteilen. Dabei erleben sie auch, wie es zu Widerständen kommt und wie sie in den Kampf der Geister verstärkt hineingezogen werden. Diesen können sie nicht als Einzelne bestehen, sondern nur in der Gemeinschaft. Je mehr sie sich aber mit der Erfahrung der glaubenden Gemeinschaft identifizieren, desto klarer wird ihr Bewußtsein, die von ihnen erfaßte Botschaft als Ruf zur Gemeinde Jesu weitergeben zu müssen.

Zugleich macht die Gemeinde die Erfahrung, wie wenig sie selbst planen kann. Sie steht unter der Leitung des Heiligen Geistes und vollzieht nur nach, was dieser ihr vorgibt. Dabei nimmt sie wahr, Instrument des auferstandenen Herrn zu sein. Sie ist in die weite Welt gesandt und soll zur Versöhnung aufrufen. Im Streit der Menschen untereinander entdeckt sie die Ferne und den Widerstand des menschlichen Wesens gegen seinen Schöpfer. Diesen kann sie nicht durch Überreden oder Programme abbauen, sondern nur dadurch, daß sie gehorsam und treu an

seinen Worten festhält. Dies bewirkt, daß ständig neu

- Menschen Sinn und Ziel ihres Lebens entdecken,
- zur Gemeinde stoßen und
- Impulse für mehr Liebe, mehr Freiheit, mehr Gerechtigkeit geben.

Solche Bewegung geht in unseren Tagen vor sich – wie eh und je. Sich bewußt in sie hineinzustellen nennen wir Mission.

**DESHALB IST MISSION NICHT NUR VERANTWORTBAR, SONDERN UNERLÄSSLICH!**

Heute sprechen wir von Weltmission, um auszudrücken,

- daß Mission nicht nur West-Mission ist. Alle Lokalkirchen haben daran Anteil, vielleicht mit verschiedener Kraft und bestimmt mit verschiedenen Gaben;
- daß Mission nicht Geld-Mission ist, die lediglich dort geschieht und von dort ausgeht, wo das große Geld ist, nämlich vom nordatlantischen Raum. Längst sind die effektivsten Missionare in Afrika und Asien Menschen, die unter ihren eigenen Landsleuten die gute Botschaft weitersagen;
- daß Mission nicht Kultur-Mission ist, die unsere Zivilisation zu den „Primitiven“ bringt. Tatsächlich ist aber Mission Ruf in die Gemeinschaft mit Christus, der seine Freunde in die Nachfolge stellt.

So geschieht Weltmission heute:

- in China, wo besonders junge Menschen nach den Grausamkeiten der Kulturrevolution neugierig fragen, wieso Christen andere Werte betonen, als sie ihnen jahrelang von einer sterilen Parteiideologie eingetrichtert wurden;
- in Afrika, wo die Blütenträume müheloser Entfaltung der eigenen Werte nach der Befreiung vom kolonialen Joch erstickt wurden durch die harten Realitäten wirtschaftlicher Zusammenhänge und politischer sowie völkischer Rivalitäten;
- in Asien, wo das Elend stündlich größer wird, wo Hunger Millionen bedroht und Menschen bei ihrem Ringen mit der Sinnfrage des Lebens auf Hilfsprogramme stoßen, die um Christi Liebe willen unbekannte ferne Menschen zu Nächsten machen;
- in sozialistischen Ländern, wo die Kirche einen Freiheitsraum bietet, den man in der politischen Wirklichkeit nicht findet und in dem der Geist Jesu wirkt;
- in westlichen Ländern, wo der Säkularismus Menschen durch ein allzu pluralistisches Angebot von Weltanschauungen verunsichert. Mission, besonders unter dem Namen Re-Evangelisation, ist hier Ruf in die Nachfolge. Sie ist auch Zuwendung zu Nichtchristen mit dem Ziel, sie in die Gemeinde Christi einzuladen.

## Gottfried Fauser

# Aus unserem Missionsgebiet Papua Neuguinea

## Bausteine zu einer Unter-richtseinheit

### Testfragen:

#### Was ist das eigentlich: Weltmission?

Wir haben einige Antworten zusammengestellt. Welche davon hältst Du für zutreffend?

- Weltmission ist Verkündigung des Evangeliums von Jesus Christus; in Deutschland ebenso wie z. B. in Papua-Neuguinea oder Indien.
- Weltmission ist kirchliche Sozialarbeit; z. B. Hilfe für Menschen, die in Slums leben; Hilfe für zerbrochene Familien; Hilfe für Jugendliche, die bereits Alkohol trinken.
- Weltmission ist es, wenn den Menschen die Angst vor Dämonen und Ahnengeistern genommen wird; wenn Menschen vom Aberglauben befreit werden.
- Weltmission ist es, wenn wir von Christen aus anderen Ländern über ihre Erfahrungen mit dem Evangelium hören und bereit sind, davon zu lernen.
- Weltmission ist Hilfe zur Verbesserung äußerer Lebensverhältnisse: z. B. bessere Anbaumethoden in der Landwirtschaft, richtige Ernährungsweise oder medizinische Versorgung.

### Von Ahnengeistern und Dämonen

Animismus – die magische Welt voller Abhängigkeiten

Mutter singt ein Frühlingslied. Da sagt der kleine Sohn: „Sing nicht von der Sonne, sonst schmilzt der Schnee!“ Der Junge äußert die Grundvorstellung der Religion, die wir Animismus nennen: ein magisches Weltbild, den Glauben daran, daß durch Worte, Gesänge, Handlungen und Gesten eine übernatürliche Beeinflussung anderer Lebewesen und Dinge geschieht.

Der Animist lebt in Abhängigkeit von unkontrollierbaren, geheimnisvollen Kräften, die teils zu Nahrung, Besitz, Wohlsein und Glück verhelfen, teils Leben bedrohen, lähmen oder töten. Der Wunsch des Animisten ist es, diese Kräfte zu lenken – durch Amulette, Riten, Opfer, Beschwörungen und Zauberei.

Kulthandlungen wenden sich meist an die

Ahnengeister. Für die Animisten leben die Verstorbenen mitten unter ihnen und beeinflussen jede Handlung. Neben den mächtigen Ahnengeistern steht eine Vielzahl von Strand-, Wasser-, Feld- und Waldgeistern, ansässigen Dorf- und Platzgeistern, Regen- und Gewittergeistern und herumvagabundierenden Dämonen. Noch heute gibt es in fast jedem Dorf Papua-Neuguineas einen oder mehrere, die überzeugt sind, einen Geist gesehen zu haben, der über Sieg oder Niederlage, Ernte und Hunger, Krankheit und Leben, Tod und Geburt entschieden hat.

Das „Heilsziel“ des Animisten ist von dieser Welt: Der Stamm, die Sippe und der Einzelmensch wollen stark sein und noch mächtiger und einflußreicher werden. Deshalb muß die Unterstützung der Geister gewonnen werden. Menschen, Geister und Natur sind eins. Der Animist kennt nicht die Unterscheidung von Körper und Seele, Form und Materie, Geist und Stoff. Deshalb erhält er durch den Verzehr eines Tieres auch mehr als bloße Nahrung: er erwirbt die Schnelligkeit des Vogels, den Mut des Ebers oder die Schlaueit der Schlange. Und umgekehrt: Wer die Fußspur seines Feindes im feuchten Boden findet und hineinschießt, glaubt, diesen unfehlbar zu töten.

Zur Aufgabe der Mission gehört es, das Gesetz der Blutrache, die Furcht vor Geistern, die Angst vor verbotenen Orten und Verhaltensweisen (Tabus) zu überwinden. Und statt dessen ein freies Verhältnis zur Schöpfung zu eröffnen.

Rund 70 Prozent der Bevölkerung von Papua-Neuguinea sind heute Christen, und Ahnengeister und Dämonen haben viel von ihrer angestammten Macht verloren.

### Manche pflanzen Kugelschreiberbäume

Cargo-Kulte wollen das „Goldene Zeitalter“

Bambusrohre wurden aufgestellt. Dazwischen spannte man „Leitungen“ aus Tauen, befestigt an „Isolatoren“ aus Buschmaterial. Manche Häuser zierten besondere Stangen, über die man Jesu Stimme empfangen wollte: Bewohner des Markham-Tales in Papua-Neuguinea warteten auf Nachrichten aus dem Jenseits.

In vielen Ausprägungen sind die Cargo-Kulte über ganz Melanesien verbreitet. Göttliche Funkstationen werden errichtet, Dschungelstraßen ins Nirgendwo angelegt oder Landeplätze gerodet. Die Geister sollen alles bereit finden, wenn sie den langersehnten Reichtum im Land hinterlegen – Kassettenrecorder, Autos, Armbanduhr und vieles mehr.

„Cargo“ bedeutet im Englischen Fracht oder Schiffsladung. Cargo gibt die Richtung an, die die Heilserwartung vieler Melanesier seit dem Eintreffen der Weißen eingeschlagen hat. Der in der animistischen Religion verankerte Wunsch nach einem „Goldenen Zeitalter“ des Überflusses fand in der westlichen Handelsware ein neues Ziel. Wie auch sonst konnten sich Völker, die in abgeschlossener Selbstversorgungswirtschaft leben, erklären, daß unbekannte Dinge aus der Luft und über das Wasser kommen? Der weiße Mann kann sie nur von den Geistern haben. Zudem: Man sieht ja den eifersüchtigen Umgang der Weißen mit ihrem Reichtum. Behandeln sie ihn nicht wie ein göttliches Gut? So sehen es die Cargo-Leute.

### So stellen sich Südseekinder Deutschland vor

Aussagen einer neunten Klasse aus Onerunka, Papua-Neuguinea  
Manche (Deutschen) haben keine Arbeit, deshalb wandern sie herum und schlafen irgendwo.

Es ist ein gutes Land, weil es das Land von Weißen ist.

Jeder einzelne hat ein Auto.

Nach der Schule finden alle Arbeit und verdienen Geld.

Es gibt lauter gute Christen.

Die Weißen pflegen nicht zu stehlen, es geht ihnen gut.

Die Weißen pflegen nicht zu arbeiten, sie kaufen ihr Essen nur im Geschäft.

Die Deutschen sind harte, starke Leute. Es gibt nur Reiche (=Geldleute) dort, sie haben große (=finanziell lohnende) Arbeit und Geschäfte.

Sie bekommen nicht viele Kinder, 2 oder 3 sind genug.

Deutschland ist voll von Menschen, oder ist es noch nicht voll?

Deutschland ist der Vater der kirchlichen Arbeit.

Alle Weißen denken dasselbe, deshalb gibt es keinen Kampf und Streit.

Ungezählte wollen am „Goldenen Zeitalter“ teilhaben. So werden Bäume gepflanzt, die reiche Frucht in Form von Kugelschreibern oder Armbanduhrn tragen sollen. Ein Kultführer kaufte sich eine Aktie und baute um sie herum einen Tempel.

Ein Regierungsbeamter: „Weil die Kultisten keine Felder mehr bebauen, ihre Schweine und Hühner schlachten und oft ihre Vorräte und Hausgeräte vernichten, um ganz arm für den Empfang der Güter zu sein, erleben sie nachher bittere Enttäuschung und Hungersnot.“ In einem Gebiet wurden sämtliche Schweine geschlachtet, weil ein Dorfgenosse „Riesenschweine“ gesehen hatte. Der Mann war einer Kuh begegnet.

Bei manchem der Kult-Propheten bekommt die Heilserwartung eine politische Dimension: Die Güter seien eigentlich, so wird verkündet, für die braunen Männer bestimmt, aber die Weißen würden sie ihnen vorenthalten. Man müsse also die Weißen verjagen, um selbst in den Besitz des Reichtums zu kommen und damit auch den Willen der Geister erfüllen.

Auch aus der christlichen Lehre finden sich im Cargo-Glauben Versatzstücke: „Chefpräsident Moses“ nennt sich ein Kultführer. Formen des Abendmahls – statt Brot und Wein wurden Kekse und Whisky ausgeteilt – und Auferstehungslegenden wurden übernommen. „Gemeindeglieder, die in einen Cargo-Kult hineinschlittern, halten sich oft nach wie vor für gute Christen“, beobachtete ein Missionar.

#### **Gutpela sindaun – oder: Was das Leben lebenswert macht**

Das Streben des Melanesiers zielt von jeher auf „gutpela sindaun“ oder „sindaun isi“, Begriffe, die man mit Lebenssicherung und Lebenserhaltung wiedergeben könnte. Aber auch all das, was wir heute mit „Lebensqualität“ bezeichnen, ist gemeint. Wörtlich etwa: gutes, sehr unbe-schwertes Dasitzen.

Das heißt, es wird ein problemfreies Leben erstrebt. Eine nach innen spannungsfreie Dorf- und Stammesgemeinschaft und ein nach außen gesichertes, friedliches Wohnen, ohne Furcht vor feindlichen Überfällen. Dazu Frucht des Feldes, zahlreiche Geburten, langes Leben und Jagdglück, kurz, das Wachsen, Zunehmen, Mehren in jeder Form.

Natürlich wußte auch der vorchristliche Melanesier, daß niemandem diese Güter ohne Arbeit in den Schoß fallen. Er machte aber immer wieder die Erfahrung, das Katastrophen, Dürre, Überschwemmungen, Erdbeben, Seuchen u. a. den Lohn der Arbeit in Frage stellen. So fühlte er sich als Spielball überlegener Mächte, die erbarmungslos in sein Leben hineinregie-



ren: Die Welt der Geister und Naturmächte.

Die heidnische Religion hatte deshalb die Aufgabe einer zusätzlichen Sicherung des Lebens. Peinlich genau beachtet der Papua alle Tabus und zelebriert alle vorgeschriebenen Riten in der Erwartung, daß die Geister nun auch ihrerseits ihre Pflicht tun und ihn mit dem Gewünschten versorgen.

So war die heidnische Gesellschaft ein geschlossenes System, in das der Todeszauber genau so hineingehörte wie die Blutrache. Sie konnte ihre Mitglieder nur so schützen, daß sie jeden, der eines dieser Glieder an Leib und Leben schädigte, auch ihrerseits mit dem Tod bedrohte.

Die Hinwendung zum Christentum war daher mehr als nur die Übernahme des Evangeliums: Sie war Abbruch alter Strukturen. An die Stelle der alten Sozialstruktur tritt die christliche Gemeinde. Man muß sich deshalb einmal klarmachen, was ein Stamm bei der Übernahme der Taufe alles preisgab: Die Taufe bedeutete Verzicht auf die bisherige Sicherung des Lebensunterhaltes, der Gesundheit und jeden Erfolges, die durch die heidnischen Praktiken scheinbar gewährleistet werden.

In der ersten Generation hat sich der Wandel tatsächlich gelohnt: Man konnte nachts ruhig schlafen, ohne sich vor Überfällen fürchten zu müssen. Man konnte ohne Waffen ein anderes Dorf besuchen. All das war eine überwältigende Erfahrung. Aber dann kam die Regierung mit Befriedungsaktionen, Straßenbau, Polizei, ärztlicher Versorgung und landwirtschaftlichen Beratungsstellen. Kurz, alles, was man als Frucht des Evangeliums an-

gesehen hatte, war auf einmal ohne und neben der Kirche zu haben.

Ist es ein Wunder, daß nun die Frage auftaucht: „Wenn das Christentum nichts mit weltlichen Gütern zu tun hat – ja wozu bin ich denn dann überhaupt Christ geworden?“ Hier ist der tiefere Grund zu suchen für Abfallbewegungen in der zweiten und dritten Christen-Generation und für die immer einmal wieder aufflackernenden Cargo-Kulte.

#### **Der Missionar**

„Dort ist der Missionar“, sagte mein Begleiter und verkrümelte sich. Er hatte mich nach Bloomfield im Norden Australiens gebracht, wo ich den Missionar treffen wollte, der hier „unter den australischen Ureinwohnern“ arbeitete.

Jetzt sah ich nur vier braune Männer. Weit und breit kein Missionar. Trotzdem ging ich auf die Gruppe zu. Einer kam mir entgegen: Pastor Mellombo aus dem fernen Papua-Neuguinea. Er war der Missionar. Der erste „Übersee-Missionar“ der Evangelisch-Lutherischen Kirche von Papua-Neuguinea. Wie blind bin ich doch gewesen, ein weißes Gesicht hinter dem Begriff „Missionar“ erwartet zu haben!

Anutu (einheimisches Wort für Gott) hat viele Hände: Ein Paar davon gehört dem 36jährigen Mann aus Papua-Neuguinea, der nach seinem Theologie-Studium erstmals in der über 90jährigen Geschichte seiner Kirche Menschen einer völlig fremden Art Prediger des Evangeliums und Seelsorger geworden ist.

Missionar Mellombos Aussendung im Juli 1979 ist für seine Kirche ein kirchengeschichtliches Ereignis gewesen.

## „Ich bin kein Hund und auch kein Schwein“

Marawaka. Weit weg in den Bergen. Im Urwald verborgen. Die Christengemeinde in Tarabo hatte Ifimao dazu bestimmt, als Evangelist im entlegenen Marawaka-Gebiet zu arbeiten. Ifimao berichtet, wie der Anfang gewesen ist.

Als ich nach Marawaka ausgesandt wurde, waren die Menschen noch nicht befriedet, d. h. sie lagen noch oft im Kampf miteinander. Ich war der allererste Evangelist für das Gebiet, und ich fürchtete mich.

Das Flugzeug hatte mich in Wonenare, der alten Missionsstation, abgesetzt, und ich sollte nun in Begleitung von Regierungsbeamten nach Marawaka marschieren. Als ich das hörte, bekam ich es erst recht mit der Angst zu tun, in Kämpfe zu geraten. Deshalb versteckte ich mich. Später besann ich mich anders und machte mich mit Trägern, Frau und Kind doch auf den Weg. Unterwegs, wir hatten etwa die halbe Strecke bewältigt, heulte ich einfach los. Ich war dieses Bergsteigen nicht gewohnt. Dann dachte ich daran, daß Gott mich ja geschickt hatte, und mir deshalb auch weiterhelfen würde.

In Marawaka sprach sich meine Ankunft schnell herum. Alle Dorfoberhäupter erschienen und redeten auf mich ein. Ich verstand von ihrer Sprache kein Wort. Da zogen und zerrten sie an meinen Armen – jeder wollte mir zeigen, daß er mich haben wollte. Die Angst packte mich wieder und es schrie aus mir heraus: „Ich bin kein Hund oder ein Schwein. Ich bin ein Mensch. Und als Evangelist kann ich nur an einem Ort wohnen. Ihr könnt mich nicht zerteilen.“

Endlich zog ich nach Kurutete. Das kam so: Das Oberhaupt von Kurutete traf mich einmal unterwegs und sagte, er habe mir bereits ein Haus gebaut und auch Busch für den Garten gerodet. Da überlegte ich nicht lange, nahm mein Gepäck und meine Familie und ging mit. Als ich ankam, gab es kein Haus für mich und kein Gartenland. Man hatte mich angelogen. Immerhin gingen aber einige Männer in den Wald, um Bauholz zu schlagen. Ich traute mich nicht mit und blieb mit meiner Familie ängstlich auf dem Dorfplatz sitzen.

Anfangs wagte ich nicht nachts zu schlafen. Ich wachte auf dem Dorfplatz und hielt mein Taschenmesser in der Hosentasche bereit. Ich war entsetzt allein und hilflos.

Zu der Zeit, als mein Haus fertig war, ging ich zum Missionar und fragte, ob denn nicht bald weitere Evangelisten kämen: „Kümmerst du dich um mich? Tue ich dir leid? Ich kann doch nicht allein in Marawaka bleiben!“



Ich war noch ziemlich neu hier, als man mich in das Versammlungshaus holte. Sicherheitshalber nahm ich meine Frau und mein Kind mit, hielt beide gut fest, und auch das Taschenmesser hatte ich dabei. Mir blieb das Herz vor Schrecken fast stehen, als ich miterlebte, wie Geister und Krankheiten ausgetrieben wurden. Ich war überzeugt, daß ich getötet werden sollte und sagte deshalb zu meiner Frau: „Die wollen mich töten. Jetzt kann ich nicht mehr viel an euch denken. Du läufst nach Wonenare und ich nehme das Beil und werde kämpfen.“ Ein Beil lag ganz in meiner Nähe, und ich rutschte ganz langsam darauf zu. Aber es geschah nichts.

Kurze Zeit darauf hatten wir nichts mehr zu essen. Wir zogen deshalb an den Fluß und suchten wildes Gemüse. Ich sah, daß meine Frau und mein Kind weinten, sie waren so hungrig. Als das Dorfoberhaupt vorbeikam, heulte ich vor Wut, weil ich daran dachte, daß ich zu Hause gute Gärten hinterlassen hatte.

„Weshalb sorgt ihr nicht für uns?“ fragte ich. Als er sah, daß ich heulte, begann er auch zu heulen, und wir machten ein mächtiges Geschrei. Das brachte die Leute dazu, mich mit ganzen Netzen voller Süßkartoffeln zu versorgen.

Damals gab es noch keine Tomaten und Zwiebeln hier. Später besorgte ich welche von der Missionsstation und verteilte sie. Außerdem brachte ich den Leuten einige Lieder bei. Nun merkte ich, daß sie mich mochten, und kurz darauf kamen zwei weitere Evangelisten. Was für eine Freude!

### **Der Mann, der die Furt durch den Mongifluß fand**

„Wenn du eine Tätigkeit beginnst, so be-

ginne sie als Mensch unter Menschen, nicht als Herr unter Dienern und auch nicht als Prediger unter Zuhörern.“ So hat er sich gesehen und so kam er 1899 nach Papua-Neuguinea, mit keinem anderen Programm, als zu sehen, zu hören, zu verstehen und anzupacken, wo man ihn brauchte. Er hieß Christian Keyßer und verbrachte 20 Jahre seines Lebens auf der Südseeinsel. Als er 1961 starb, galt er selbst den Neuguineern als einer der besten Kenner ihrer Geschichte. Er hatte Leben verändert, hatte wie selten jemand Grenzen zwischen den Menschen überschritten und bei alledem „keine Erweckung beabsichtigt, sondern immer nur den Schritt getan, der notwendig war“. Er war Lernender und Verkündender, Lehrer und Prediger, Dorfhelfer und Friedensstifter und sah sich doch nie als der Hauptleiter des Stromes, sondern immer nur als den Impuls, der andere elektrisierte. So verließ er sich im Kampf gegen die Zauberer nicht allein auf die Predigt. Darum trat er als Mitveranstalter eines heidnischen Tanzfestes auf und funktionierte es in eine Volksversammlung gegen die Zauberer um. Dabei muß es wüst zugegangen sein, denn die Zauberei einzelner Sippen, Familien und Personen wurde öffentlich angeprangert. Ein ungeheurer Vorgang, wenn man bedenkt, daß jahrhundertlang ein Schweigegebot über der Zauberei lag. Der Aufruhr setzte sich in allen Dörfern fort und währte wochenlang. „Ich muß an das Volksganze herankommen“, sagte Keyßer. „Einzelbekehrung ist sinnlos, zumindest vorerst.“ Und es gelang. „Gott war der große Gedanke, der alle Herzen bewegte“, schreibt er im Rückblick.

Den Zugang zu den Menschen beschreibt Christian Keyßer so: „Ich konnte doch

nicht mit dem Kreuzestod Christi beginnen. Das hätten die Leute nicht verstanden. Ich mußte dort anfangen, wo ihnen das Wirken Gottes einleuchtend erschien. Das waren vor allem die Schöpfungsgeschichte und die Erzählungen im Alten Testament. Ich hielt Jagd-, Haus-, Wald-, Fluß-, Krebs-, Geier- und Taubenpredigten. Die Schöpfungsgeschichte bot die Hilfsmittel, um die vorherrschende Weltanschauung aus den Angeln zu heben. Es ist nämlich ein großartiger Gedanke: Alle Menschen, Tiere, Bäume, Blumen, Steine gehören Gott. Das verstanden die braunen Männer sehr wohl.“

Keyßer handelte von nun an nach zwei wesentlichen Erkenntnissen. Das Evangelium, so war er überzeugt, solle nicht einzelne Menschen bekehren, die dadurch aus ihrem Stamm herausgelöst und ihrer Gemeinschaft untreu würden. Erst wenn die Gemeinschaft sich Gott zugewandt hatte, solle der einzelne die Entscheidung treffen. Und er hatte ein Zweites gelernt: „Es werden Chinesen leichter durch Chinesen, und Papua leichter durch Papua gewonnen.“ Er gab den Anstoß – der Motor der Mission mußte die Gemeinde sein.

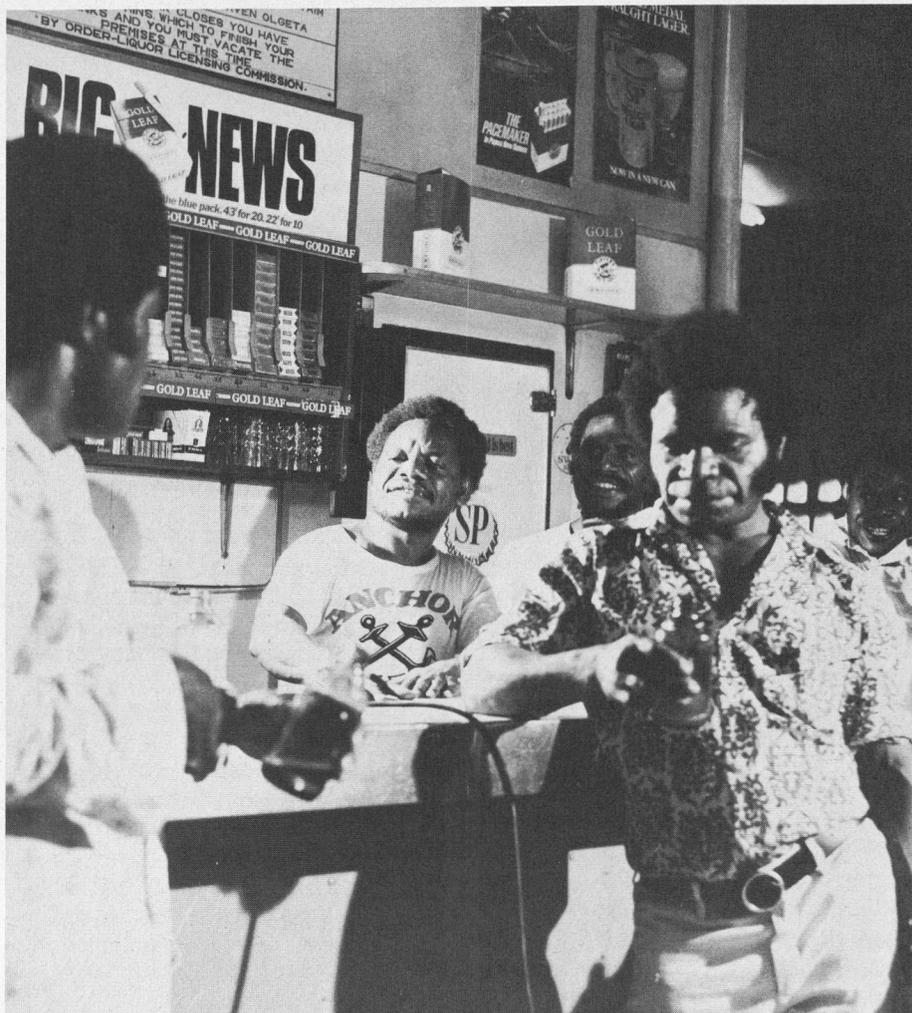
Keyßers Verständnis wird deutlich, wenn er erzählt, wie drei junge Männer zu ihm kommen, um Missionare zu werden. Keyßer zögert und sagt, er könne ihr Angebot nur annehmen, wenn es von der ganzen Christengemeinde gewünscht werde. Es findet eine Gemeindeversammlung statt, die Keyßer miterlebt. „Hier war keine Rede von Drücken und Drängen, von Zupfen und Zerren. Es war eine echte Gemeindecentscheidung. Die Gemeinde war es, die die braunen Missionare aussandte, besuchte, unterhielt, strafte, tröstete und – wenn nötig – zurückrief. So ist es bis heute geblieben.“

Als er nach 20 Jahren seine Leute am Sattelberg verließ, hinterließ er keine glaubensfeste Gemeinde. Es blieb mehr zurück: eine Gemeinde, die wußte, daß der Glaube immer wieder erkämpft werden wollte. Wie sagten ihm doch die Gemeindevorsteher nach seiner Abschiedspredigt?: „Wir tun oft, was wir nicht wollen, und so wird es auch in Zukunft sein. Eines aber sollst du wissen: Von Gott wollen wir nicht mehr lassen!“

Die Kirche wird an ihren Vertretern gemessen, in Deutschland wie in Papua-Neuguinea. Christian Keyßer ist zum Maßstab geworden.

### „Wanpela moa“ – ein weltweites Problem

An der geflochtenen Bambuswand einer Wohnhütte im Hochlanddorf Mondim hängt ein gelbes Plakat. Irgendwie hat es den Weg aus der 40 Kilometer entfernten



Stadt Mount Hagen in dieses kleine Buschdorf gefunden. Es zeigt einen lachenden jungen Mann mit einer Bierflasche in der Hand. Darunter steht in großen Buchstaben die Aufforderung „wanpela moa“ („noch eins“).

Als hätten sie dieser Aufforderung sprichwörtlich Folge geleistet, kommen acht Männer auf das Haus des politischen Gemeinderats zu. Jeder von ihnen trägt zwei Kartons Bier mit je 24 Flaschen auf der Schulter. Heute nacht soll es eine Party geben. Man wird erzählen, lachen und natürlich trinken, viel trinken, bis sich der Rausch einstellt. Wo erlebt man denn sonst noch dieses Gefühl von Kraft und Mächtigkeit? Natürlich ist das Bier teuer, aber die anderen sollen ruhig sehen, wie viele Kartons man sich leisten kann.

Besonders während der drei bis vier Monate dauernden Kaffee-Ernte fließt das Bier reichlich. Es vergeht kaum eine halbe Woche, in der man nicht zusammenkommt, um miteinander zu trinken.

In dieser Zeit kümmert sich kaum einer mehr um seine Felder. Die Frauen haben zu ihrer schweren Tagesarbeit noch zusätzliche Lasten zu tragen, weil mit den Männern nichts mehr anzufangen ist. Es

kommt zu Streit und Auseinandersetzungen. Die Kinder beginnen, sich vor den betrunkenen Vätern zu fürchten.

Das ganze Problem beschreibt der Gemeindeälteste Keri mit einem Bild so: „Der Alkohol hat uns überrascht wie ein nach heftigem Regen über die Ufer getretener Fluß. Er droht alles mit sich fortzureißen: die guten Sitten, den Wohlstand, das gute Einvernehmen in den Familien, wenn wir ihm nichts entgegenstellen.“

Was haben die christlichen Gemeinden diesem Problem entgegenzustellen?

Die Bevölkerung Papua-Neuguineas wurde von dieser Alkoholfut in Gestalt von Bier, Whisky, Rum und Wein überrascht. In heidnischer Zeit gab es im Hochland keine alkoholischen Getränke. Daher hatte man auch nicht den Umgang mit dem Alkohol lernen können. Im Grunde stehen die Gemeinden noch ziemlich hilflos dem Problem gegenüber. Natürlich haben die Gemeindeältesten und kirchlichen Mitarbeiter die Folgen des übermäßigen Trinkens rasch erkannt. In Andachten, Predigten und Gesprächen ziehen kirchliche Mitarbeiter immer wieder entsprechende Bibelstellen heran, in denen zur Nüchternheit aufgefordert wird. Sie ermuntern die

Christen, beim Trinken wenigstens nicht in Trunkenheit abzugleiten. Daneben werden Kurse abgehalten, in denen über das Problem des Alkoholismus und die damit verbundene Suchtgefahr gesprochen und beraten wird. Daß die Kirchen im Kampf gegen den Alkohol erfolgreich sein werden, darf in Frage gestellt werden, es sei denn, sie gewinnen die Mitarbeit der Provinzregierungen.

Das Beispiel der westlichen Hochlandprovinz läßt hoffen. Unter massiver Mitwirkung der kirchlichen Führer hat sie den Alkoholverkauf in den Läden und Bierhallen gesetzlich verboten. Sie wollte damit eine Denkpause erzwingen und die Möglichkeit geben, neue Wege gegen den Alkoholismus zu finden.

### Oft genügt schon ein Gespräch . . .

1973 gründete ein amerikanischer Missionar das „Amt für kirchliche Sozialarbeit“ der Evang.-Luth. Kirche von Papua-Neuguinea in der Industriestadt Lae mit über 70 000 Einwohnern. Durch ständigen Zugang herrscht großer Mangel an Arbeitsplätzen und Wohnungen. Ein Drittel der Bürger wohnt in Slums außerhalb der Stadtgrenze. Jürgen Trantow berichtet über die Aufgaben der kirchlichen Sozialarbeiter:

Die Pastoren und Gemeindeältesten werden mit den Problemen des Alkoholismus, der Prostitution, der unehelichen Kinder, der zerbrochenen Ehen und der Verwahrlosung der Jugend nicht mehr fertig. Nicht selten ziehen sie sich zurück.

Hier versucht das „Amt für kirchliche Sozialarbeit“ zu helfen. Es nimmt sich der neuen Probleme an, die im Zusammenleben der Menschen und in der Gemeinde entstehen. Es geht darum, gemeinsam mit Hilfesuchenden, einzelnen und Gruppen, ihre eigenen Kräfte zu entdecken und sie zur Überwindung ihrer Schwierigkeiten zu befähigen.

Der Familienverband ist in Papua-Neuguinea die einzig wirksame Sozialversicherung für seine Angehörigen. Es soll auch weiterhin so bleiben, daß die Verantwortlichkeit der Angehörigen füreinander gestärkt wird.

Es muß deshalb darum gehen, zerbrochene Familien wieder zu vereinen. Ein bewährtes Mittel hierzu ist das Gruppengespräch. Alle betroffenen Angehörigen werden dazu eingeladen. In besonderen Fällen geht man auch selbst in die Dörfer und Siedlungen. Häufig ist allein schon die Tatsache, daß man die Gruppe zusam-

menbringt, der Beginn eines Heilungsprozesses. Dieses Vorgehen knüpft daran an, daß der Neuguineer durch seine Gruppe geprägt ist und durch sie zu Entscheidungen kommt.

Mit diesem Wissen muß man auch die Slums betrachten: Natürlich leiden die Slumbewohner unter beengtem Wohnraum, fehlender Wasser- und Stromversorgung. Aber andererseits haben sich hier Menschen gemeinsamen Ursprungs und gemeinsamer Sprache zusammengefunden.

Die familiären Spannungen bekommen auch die Kinder stark zu spüren. 55 Prozent der Kleinkinder in Lae sind unterernährt – nicht deshalb, weil absolute Armut herrscht, sondern weil sie in zerbrochenen Familien vernachlässigt werden!

Die Kirche arbeitet oftmals erfolgreicher als die staatlichen Wohlfahrtsämter. Sie ist weniger durch Verordnungen und Ausführungsbestimmungen eingeschränkt, kann bei Auseinandersetzungen vermitteln und muß nicht Recht sprechen oder gar strafen.

So weckt die kirchliche Sozialarbeit oftmals auch das Problembewußtsein bei Provinzregierungen, Innenministerien und Wohlfahrtsämtern und veranlaßt diese dazu, Mißstände zu beseitigen. Das schafft Vertrauen. Viele Christen, die staatlichen Einrichtungen mißtrauen, erkennen die Kirche als Partner an, der Menschen in ihrer Not nicht im Stich läßt.

### Es geht um den ganzen Menschen

Glaube und Leben sind nicht zu trennen. Bei den Mendi-Leuten im südlichen Hochland von Papua-Neuguinea starben noch vor wenigen Jahren sieben von zehn neugeborenen Kindern. Ein internationales Ärzteteam untersuchte den Fall und stellte fest: Zuerst muß in dieser Gegend missionarisch gearbeitet werden, damit die Leute vom Glauben her dazu bereit werden, sich richtiger zu ernähren.

Viele Tabus des animistischen Glaubens machten Hilfe unmöglich: Hochwertige Zuchtsauen und Eber wurden für Geisterfeste geschlachtet. Mist durfte aus Glaubensgründen nicht zur Düngung verwendet werden. Aus Angst vor Geistern wurden keine Fischweihen angelegt.

Das alles führte zur falschen Ernährung der Mütter und zur hohen Kindersterblichkeit in diesem Gebiet.

Seit Beginn der Missionsarbeit in Papua-Neuguinea ging es immer schon darum,

dem ganzen Menschen zu helfen – so wie Jesus auch dem Menschen in seiner Ganzheit half.

Dazu braucht die Kirche auch Mitarbeiter, die Fähigkeiten und Erfahrungen haben in Landwirtschaft, Ernährung, vorbeugender Medizin, Erster Hilfe und was sonst noch von Nutzen sein kann, das ländliche Leben umfassend zu sanieren. Solche Mitarbeiter müssen aber auch im Glauben gefestigt sein, um den Mitmenschen in ihren Ängsten und inneren Nöten helfen zu können.

Dafür werden in einer Landwirtschaftsschule in einjährigen Kursen Dorfhelfer mit ihren Familien ausgebildet. Als wichtiger Grundsatz gilt: Alles Erlernte muß direkt im Dorf anwendbar sein. Das bedeutet, daß der Unterricht praktisch ist.

So bereitet der Kurs die Teilnehmer darauf vor, sich selbst aus der eigenen Landwirtschaft zu ernähren, also nicht von Staat oder Kirche bezahlt zu werden.

Die Ausbildung wäre nur eine halbe Sache, würde man die Dorfhelfer einfach in ihre Dörfer entlassen. Daher ist das Folgeprogramm ebenso wichtig wie die Ausbildung selbst.

In der Regel wird jeder jährlich einmal in seinem Dorf besucht und an Ort und Stelle beraten und ermutigt. Bei diesen Besuchen werden auch Dorfversammlungen durchgeführt, um den Dorfhelfer bei seinen Bemühungen vor allen Versammelten zu unterstützen. Daneben werden regionale Kurse zur Weiterbildung und zum Erfahrungsaustausch angeboten.

### Quellenangabe:

Der abgedruckte Entwurf ist ein Auszug aus dem Heft „ruf in die welt“ Nr. 1/81 zum Thema „Anutu hat viele Hände – Christen und Gemeinden in Papua-Neuguinea“ (24 Seiten), DM 1,50. Verfasser der einzelnen Texte sind: Peter Reindl, Hermann Reiner, Manfred Perltz, Ifimao, Peter Reindl/Wilhelm Fugmann, Werner Lauterbach, Jürgen Trantow, Reinhard Tietze.

„So stellen sich Südseekinder Deutschland vor“, Missionshilfe-Verlag / Vandenhoeck & Ruprecht, Hamburg und Göttingen 1980, Seite 6.

### Fotonachweis:

S. 5, Hans Gänßbauer

Missionswerk d. Evang.-Luth. Kirche in Bayern

S. 6, W. Geiß, Evang. Luth. Missionsanstalt, 8806 Neuendettelsau

S. 7, Perltz, Missionswerk d. Evang.-Luth. Kirche in Bayern

Titelbild: Schöpfungskreuz 1970

Holzschnitt 49 x 43 cm, Benedikt

Werner Traut, Christusbruderschaft Selbitz